
BUCHBESPRECHUNGEN

Peter Garnsey: Thinking about Property. From Antiquity to the Age of Revolution, Cambridge: Cambridge University Press 2007, 267 S.

Rezensiert von
Volker Heins, Frankfurt am Main

„Eigentum“ ist ein schwieriger Begriff. Bis heute fragt man sich: Ist Eigentum eine Sache oder ein soziales Verhältnis, eine Quelle von Ungerechtigkeit oder ein Menschenrecht, eine moderne Institution oder etwas sehr Altes, eine westliche Erfindung oder etwas Universalgeschichtliches? Peter Garnsey, Professor für Geschichte an der Universität Cambridge, England, behandelt alle diese Fragen, indem er sich auf zwei Aufgaben konzentriert: erstens möchte Garnsey eine Vielzahl von antiken und mittelalterlichen Quellen zum Eigentumsbegriff beleuchten; und zweitens möchte er zeigen, in welchem Maße noch das moderne Nachdenken über Eigentum von jenen alten Quellen geprägt wird. In beiden Hinsichten setzt das Buch neue Standards und bietet eine Vielzahl teilweise überraschender Einsichten und Thesen.

Die erste Aufgabe der Arbeit an den Quellen besteht für Garnsey darin, das antike Eigentumsdenken aus dem Netz moderner Projektionen herauszulösen und in seiner Originalität anzuerkennen. So sind gleich die ersten beiden Kapitel dem angeblichen „Kommunismus“ von Platon gewidmet. Tatsächlich ist das platonische Staatsideal durch eine Reihe ganz unmoderner Besonderheiten gekennzeichnet. So gilt das Verbot von Privateigentum nur für Platons Wächter, nicht für die arbeitenden Massen – ein wichtiger Punkt, der schon von Aristoteles übersehen wurde. Außerdem plädiert Platon keineswegs für kollektives Eigentum, sondern radikaler für die Idee des Nicht-Besitzes an Gütern, die zudem noch auf die Frauen der Wächter ausgedehnt werden soll. Nur die Bauern kennen bei Platon das Konzept einer „eigenen“ Frau und Familie. Gegen die Intentionen des großen Philosophen wurde dieser Vorschlag rasch anarchistisch uminterpretiert, etwa von dem Komödianten Aristophanes, der in Athen die allgemeine Promiskuität ausrief.

Bereits Aristoteles wies Platons Eigentumskonzeption zurück und begründete eine lange Tradition der Verteidigung des Privateigentums an Gütern sowie an „Affekten“ gegenüber den eigenen Geliebten und Familienangehörigen. Doch Garnsey beschränkt sich keineswegs darauf, ohne

hin bekannte Werke noch etwas genauer zu ergründen und von Fehldeutungen zu befreien. Vielmehr zeichnet er die Spuren von Platons Eigentumskonzeption auch in Jahrhunderten und bei Autoren nach, über die nur wenige Leser Bescheid wissen dürften. Wir hören nicht nur von Averroes und anderen islamischen Gelehrten in Cordoba und Bagdad, sondern auch von diversen mittelalterlichen Neoplatonikern in Alexandria und Damaskus, die sich um eine korrekte Interpretation von Platons Eigentums- und Gemeinschaftskonzeption bemühten, bevor sich später christliche Humanisten im Italien der Renaissance dieses Themas erneut annahmen. Es überrascht nicht, dass christliche Kommentatoren wie Peter Abelard ein besonderes Problem mit der fälschlicherweise Platon zugeschriebenen Idee des „wife-sharing“ hatten, wie Garnsey mit trockenem Humor ausführt.

Nach Platons „Kommunismus“ bildet die variantenreiche christliche Eigentumskonzeption den Gegenstand der Kapitel 3 bis 5. Am Anfang steht hier Thomas von Aquin, ein eigentlich recht unorigineller Aristoteliker, der dann aber doch einige interessante neue Argumente in die Eigentumsdebatte eingeführt hat. Vor allem insistiert Thomas darauf, dass nur derjenige, der etwas privat besitzt, auch persönlich großzügig sein und damit christliche Nächstenliebe zeigen kann. Eigentum ist nicht Diebstahl, sondern ein Geschenk Gottes, so auch bereits Augustinus, und man tut gut daran, es weiter zu schenken. Neben diesem Gedanken nimmt Thomas außerdem das moderne Argument vorweg, demzufolge das Privateigentum den Verantwortungssinn der Eigentümer steigert und damit eine effizientere Nutzung von

Ressourcen befördert. Der vielleicht größte Wert des Buches liegt in Garnseys Rekonstruktion der gewaltigen innerchristlichen Dispute um den moralischen Status des Privateigentums und seinen Platz in der Gesellschaft, in denen sich beide Seiten regelmäßig als Spinner, Verrückte und Gotteslästerer beschimpften. Die Kirche hat vergeblich immer wieder versucht, diese Dispute stillzustellen – bis hin zu Papst Leo XIII, der im späten 19. Jh. das Privateigentum buchstäblich zum Dogma erklärte. Faszinierend und bis heute wegweisend an den christlichen Kontroversen ist nicht zuletzt die enge Verknüpfung des Eigentumsthemas mit den Themen der „Freundschaft“ und „Barmherzigkeit“, die man ohne allzu große Anstrengung in ein moderneres Vokabular von Gerechtigkeit und Anerkennung übersetzen kann. Auch der Papst konnte nichts daran ändern, dass sich schon bei den Evangelisten Lukas und Matthäus deutliche Hinweise auf den Zusammenhang von Eigentumsverzicht und Heilsversprechen finden (etwa in Matthäus 19, 21). Die Urkirche pflegte den Gedanken des Gemeineigentums als Ausdruck und Vehikel brüderlicher Liebe und fester Gesinnung. Zahlreiche Autoren haben zudem über die Jahrhunderte hinweg Christus selbst als ein Modell freiwilliger individueller Armut repräsentiert und idealisiert. Zentral für die Herstellung eines engen Zusammenhangs zwischen den Ideen über Eigentum und neuen Institutionen war dabei das florierende asketische Mönchswesen.

Vor allem die Franziskaner-Mönche waren Pioniere einer folgenreichen Kombination von Eigentumskritik und asketischer Lebensreform. Franz von Assisi und sein Orden gingen über das Ideal der Urkirche

hinaus, indem sie nicht länger nur auf das Privateigentum zugunsten einer durch gemeinsames Eigentum gefestigten erweiterten Freundschaft von Gleichgesinnten verzichten wollten; stattdessen wurde nunmehr jegliches Eigentum zugunsten einer individuellen Lebensführung kritisiert, die sich streng an Christus selbst und den Aposteln orientierte. Parallel zu dieser Radikalisierung und Individualisierung einer praktischen Eigentumskritik entwickelte sich seit dem 12. Jh. die Idee eines spezifischen Rechts auf Eigentum sowie eines Rechts der Armen auf einen Anteil am Eigentum anderer. Konsequenterweise haben die Franziskaner nicht nur auf Eigentum verzichtet, sondern darüber hinaus auch auf ihr Recht auf Eigentum. Die Pointe dieses Gedankens lag darin, wie William von Ockham zeigte, dass es von nun an denkbar und legitim war, Dinge zu nutzen und zu verbrauchen, ohne einen Eigentumstitel zu haben.

Garnseys These ist, dass der Begriff des Eigentumsrechts deutlich älter ist als wir gemeinhin glauben. Das 12. Jh. ist ein Einschnitt, aber in einer noch etwas rohen Form gab es einen Begriff des subjektiven Rechts auf Eigentum schon zur Zeit der römischen Republik. Eigentlich umstritten waren im Laufe der Jahrhunderte nur die Herkunft von Eigentumsrechten sowie ihr relativer Status als entweder abgeleitetes oder fundamentales Recht. Diesen Fragen sind die abschließenden Kapitel 6 bis 8 gewidmet. Den Ausgangspunkt der modernen Kontroversen bildet Locke, der argumentierte, dass Eigentumsrechte nicht von Gott kommen, sondern von der Arbeit, die Menschen in Erfüllung göttlicher Gebote in Land und andere Gegenstände stecken. Wie immer zeigt Garnsey auch hier den

weiteren geistesgeschichtlichen Kontext der Debatte, in dem Grotius, Pufendorf und viele andere eine Rolle spielen. Während Locke einen wichtigen Markstein auf dem Weg zur Säkularisierung der Eigentumsdebatte darstellt, geht erst Hegel den entscheidenden Schritt, indem er das Eigentum aus der monologischen Beziehung von Eigentümer und bearbeitetem Land löst und in eine Kategorie interpersonaler und gesellschaftlicher „Anerkennung“ verwandelt. Eigentum wird nicht mehr mit Freundschaft und Barmherzigkeit verknüpft, sondern schützt wie alle Rechte die individuelle Freiheit. Zugleich lädt es jedoch auch zur Kooperation mit anderen ein.

Das achte und letzte Kapitel behandelt den logischen Endpunkt der modernen Debatte: die Erhebung des Eigentums zu einem „Menschenrecht“, die in gewisser Weise analog ist zur Vorstellung von Papst Johannes XXII, der im Jahr 1328 verkündete, dass es schon im Paradies Eigentumsrechte gab. Garnsey diskutiert vor allem die interessante Differenz zwischen der französischen und der amerikanischen Revolution. Während die französische Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte von 1789 das Eigentum zu einem ebenso „natürlichen“ wie „heiligen“ Recht erklärte, äußerten sich die amerikanischen Verfassungsväter weitaus zurückhaltender. Teilweise war der Grund für diese Zurückhaltung pragmatischer Natur. Thomas Jefferson und andere hatten ein notorisch „schizophrenes“ Verhältnis zur Sklaverei wie auch zu den Rechten der Indianer. Das Eigentum als Menschenrecht schien aus ihrer Sicht die Sklaverei zu verewigen und zugleich die Verfügung der Ureinwohner über „ihr“ Land ungebührlich zu verfesti-

gen. Der eigentliche Grund für die amerikanische Skepsis gegenüber dem Eigentum als Menschenrecht lag jedoch tiefer. Jefferson stand nämlich unter dem Einfluss von Schülern von Grotius und Pufendorf, die eine deutliche Unterscheidung getroffen hatten zwischen „natürlichen“ Rechten und solchen, die „erworben“ waren und folglich auch verloren gehen können. Und Eigentum war ihr Musterbeispiel für genau diese, bis heute wichtige Unterscheidung. Mein Fazit: Garnseys Buch verleiht vielen fachbournierten Diskussionen unter Sozialwissenschaftlern und Juristen eine dringend notwendige geistesgeschichtliche Tiefendimension. Darüber hinaus beeindruckt es durch eine besonders in Deutschland seltene Verbindung von Gelehrsamkeit und Leichtigkeit, Gründlichkeit und Witz.

John H. Pryor (Hrsg.): Logistics of Warfare in the Age of the Crusades, Aldershot: Ashgate Publishing Company 2006, 365 S.

Rezensiert von
Pierre-Vincent Claverie, Rennes
(übersetzt von Thomas Höpel)

Der Band vereint zwölf Artikel über die Logistik, die von Christen und Muslimen während der Kreuzzüge entfaltet wurde. Man könnte dieses Konzept problemlos auf die Mongolen ausweiten, deren Versorgungsschwierigkeiten in Syrien Reuven Amitai in einer Studie untersucht, die um die Schlacht von Homs im Jahr

1299 zentriert ist (S. 25-42). Seine Argumentation fügt sich in gerader Linie in die Neubewertung des Sieges von Ayn Djälüt, der von den Mamelucken im Jahr 1260 über 10.000 Mongolen errungen wurde, die von ihrer Basis abgeschnitten waren.¹ Ohne die gekonnten Berechnungen John Haldons über die Logistik der byzantinischen Armee (S. 131-158) könnte man den Hinweis auf die 50.000 Kamele, die von den Tataren 1299 eingesetzt wurden, anzweifeln. Es scheint tatsächlich so, dass ein 10.000-Mann-Heer sich ohne die Unterstützung von 9000 bis 13.000 Lasttieren nicht dauerhaft von seiner Ausgangsbasis entfernen konnte.

Diese Statistiken erklären das Interesse, das die Historiker der noch in ihren Anfängen steckenden Logistik während des ersten Kreuzzuges zuwenden. Charles Glasheen verdanken wir eine Studie über die Schwierigkeiten, die Pierre l'Ermite auf seinem Marsch nach Konstantinopel im Jahr 1096 hatte (S. 119-129). Die Armee von Bohémond von Tarent scheint diese Versorgungsprobleme mühelos überwunden zu haben, wie die parallele Studie dazu zeigt (S. 1-24). Die Reise der Kreuzfahrer erforderte den Transfer von großen Geldsummen in den Osten, die Alan Murray in einem Artikel zu ermitteln trachtet, der am Schnittpunkt von Numismatik und Historie liegt (S. 229-249). Sein Text macht die Anstrengungen des Papsttums deutlich, mit denen es die Prägung von Silber- und Kupfermünzen am Vorabend des ersten Kreuzzuges zu begünstigen suchte. Ein Aufsatz von Bernard Bachrach unterstreicht indessen die völlige Abhängigkeit der Kreuzfahrer von der byzantinischen Logistik bei ihrer Überfahrt von Anatolien im Jahr 1097 (S. 43-62). Dieser